

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	42 (1938-1939)
Heft:	14
 Artikel:	Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee
Autor:	Eschmann, Ernst
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-668782

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ich ginge am liebsten mit dir," wiederholte ich zum zweitenmal. „Und ich mit dir," flüsterte sie, und gegenseitige wilde Küsse besiegelten das Wort.

Ich weiß nicht, wie lange wir im Liebestaumel unter der Heckenrosenstaude verharnten; als wir aber wieder des Weges gingen, da hing Big erschöpft, gebrochen und willenlos an meinem Arm. „Ich möchte jetzt am liebsten in deinen Armen sterben!" hauchte sie und neigte das schöne Haupt mit leisem Schluchzen auf meine Schulter. „Ich mit dir, du süßes Weib!" stöhnte ich und streichelte ihr die glühenden Wangen.

Da ließ sie jäh meinen Arm los. „Du mit mir, sagst du," versetzte sie rauh und schneidend und ein kaltes Blitzfeuer in den Augen, „du mußt ja leben — leben für eine andere!"

Wilde Herbigkeit, abgründiger Hohn standen in ihren Zügen. Langsam aber meisterte sie sich.

Sie begann von der Ballonfahrt zu sprechen, die wir noch miteinander unternehmen würden; das Gespräch und die Erwartung eines neuen schönen Tages verdeckte ein wenig die tiefe Traurigkeit, die unsere Seelen erfüllte.

Ich war froh, als ich mit Big die Stadt erreichte; aber zum vollen Bewußtsein, wie furchtbar die Flamme der Leidenschaft von Herzen zu Herzen gelodert war, kam ich erst, als wir uns getrennt hatten. Ich empfand ein abgrundtiefer Mitleid mit Big, mit ihrer jäh flammenden Liebe. Du hättest dieses Feuer nicht sollen ausbrechen lassen, schrie eine Stimme in mir, du darfst Big nicht mehr sehen, sonst, sonst — Mächtiger noch schrie die Stimme: Wie hast du Duglore verraten — dein liebes, armes Duglörli!

Und nun kommen Blätter, die ich nur mit zitternder Hand schreiben kann!

(Fortsetzung folgt.)

Frische Fahrt.

Laue Luft kommt blau geslossen,
Frühling, Frühling soll es sein!
Waldwärts Hörnerklang geschlossen,
Mut'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluß,
In die schöne Welt hinunter
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu, ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht.

Eichendorff.

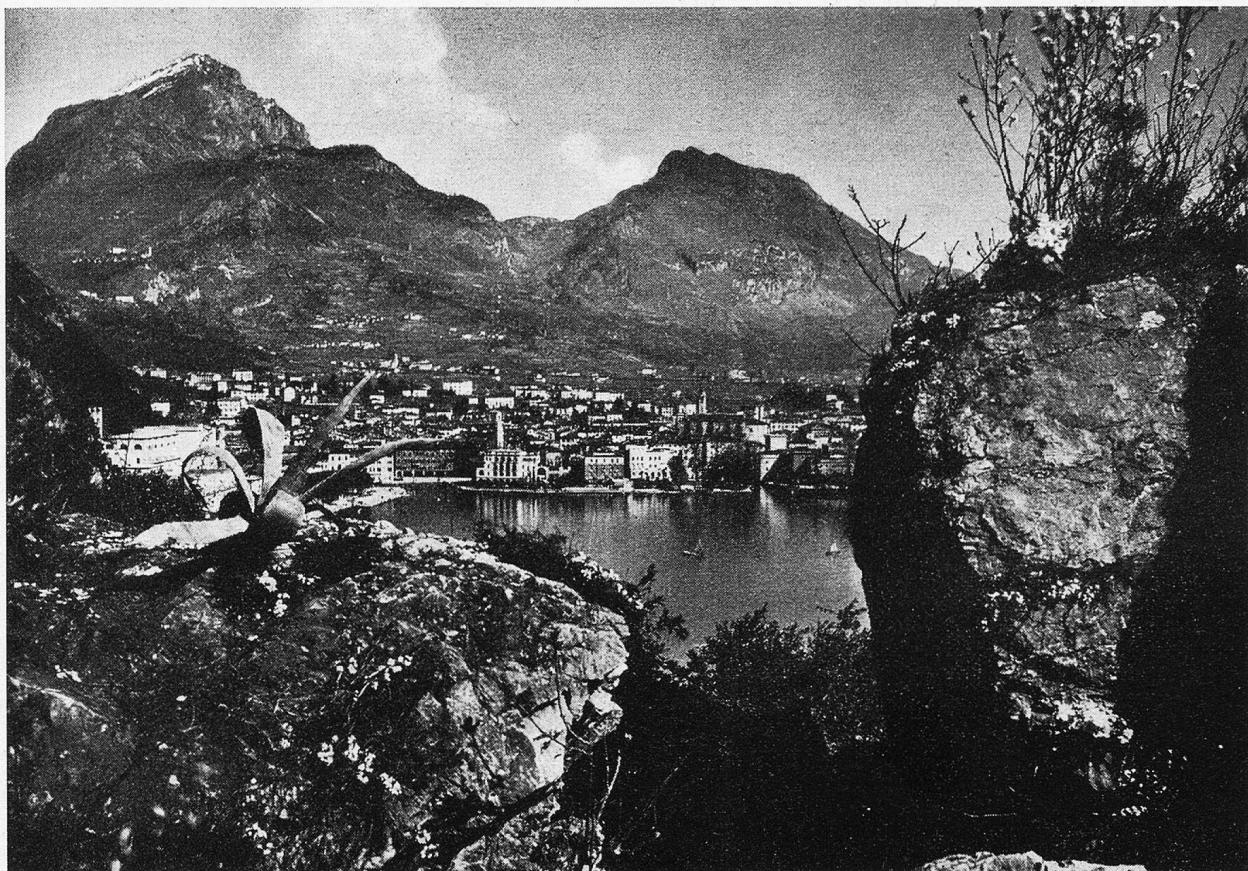
Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee.

Von Ernst Eschmann.

An den Gardasee.

Mit dem Bahnbillet Verona — Bozen in der Tasche fuhr ich im Autobus dem Gardasee zu. Man wurde gewaltig durcheinander geschüttelt. Die Sizze krachten. Es lag wohl an der Straße, die streckenweise nicht glatt genug war. Und doch, es war kostlich, so ins Land hinauszufahren, durch üppige Kulturen, denen die Regengüsse der letzten Tage gut getan hatten. Die Felder und Äcker schienen sich ordentlich erholt zu haben. Die Reben standen gut. Prächtige Bauernhöfe zogen vorbei. Da und dort wurde haltgemacht. Der Himmel, der anfänglich noch bedeckt war, lüftete seine Schleier. Die Spannung wuchs, denn bald mußte der See zum Vorschein kommen. Und wirklich, schon winkte er herüber, eine breite, mächtige Fläche, dessen westliches Ende kaum abzu-

sehen war. Hier am Südende dehnt sich der See am weitesten aus. In der Mitte stößt eine schmale Landzunge vor, die malerische, viel besungene und gemalte Halbinsel von Sirmione. Aus der Ferne entfaltet sie nicht alle Wunder. Man muß sie von Desenzano aus besuchen und bis an die äußerste Spitze nordwärts wandern, durch den Gottesgarten südlicher Vegetation, wo die grünen Olivenbäume so reich beisammenstehen, bis zur Säumerburg und hoch vom Turm über die blauen Wasser schauen, den Bergen zu. Und man begreift, daß diese Schönheit schon den alten Römern die Zunge gelöst und einen lateinischen Sänger wie Catullus ausrufen ließ: Sirmio, du lieblich Auge unter den Halbinseln und Inseln! (Peninsularum, Sirmio, insularumque ocelle!) Ich grüßte es nur von ferne und hoffte auf einen



Riva am Gardasee.

schönen Tag, den ich dem seltenen Fleck Erde widmen wollte. Jetzt aber kehrte ich ihm immer mehr den Rücken und flitzte durch kleine Dörflein und Dörfer mit holperigem Pflaster. Oft rückten die verwitterten Mauern der Häuser so eng zusammen, daß unser Wagen Mühe hatte durchzukommen, und wer unterwegs war, mußte sich durch die Türen flüchten, um uns den Weg freizugeben. Die Halte dauerten nicht lange. Es blieb keine Zeit, Beobachtungen im einzelnen zu machen. Es hätte sich wohl auch kaum verloht, da oder dort einen Kurs zu überspringen. Da hatten wir Garda schon erreicht, der Ort, der dem ganzen See seinen Namen geliehen. Ein Häuflein Häuser, ein paar Hotels, ein Flecken ohne viel Bewegung. Verlockender winkt hier das Vorgebirge San Vigilio mit Sanmichelis Villa Guarienti de Brenzone. Aber wir schnitten den Umweg ab und zielten nordwärts. Ich tröstete mich, diese unter den Malern so bevorzugte Landspitze aus Paul Heyses nach ihr benannter Novelle noch näher kennen zu lernen. Vielleicht auch, daß mich eine Spazierfahrt zu Wasser oder zu Lande in den nächsten Tagen einmal hierher zurückführen würde.

Der See wurde zusehends schmäler. Von drüben rückten die Ufer näher. Größere, lange sich hinziehende Siedlungen tauchten auf. Die Karte sagte mir: das sind die klassischen Stätten des Westufers, die Riviera von Salò, Gardone, Fasano bis Maderno. Und gleich mit einem bestürmte und erschreckte mich eine Frage: Wo sind die Schiffe?

Auf der mächtigen Fläche seeauf und -ab entdeckte ich kein einziges Schiff. Hatte ich mir doch gedacht, Boote würden fleißig die Dörfer verbinden, und ich hatte mir vorgenommen, recht oft mich nach allen Richtungen tragen zu lassen. Auch die kleinen Schifflein fehlten. Wie ausgestorben lag der See. In einer Bucht entdeckte ich ein paar Segler mit braunen, hochgezogenen Tüchern. Ein sanftes Lüftchen mochte sie heimgeführt haben. Ich brauchte Zeit, mir alles zurechtzulegen. Aber dann, wenn man alle Umstände berücksichtigte, ergab sich die Erklärung von selber. Der Gardasee ist, je mehr man nordwärts kommt, von mächtigen Felsen umstellt. Senkrecht stürzen sie zur Tiefe und lassen kilometerweit keine Vegetation aufkommen. Gesträuch klammert sich da und dort

an die Schroffen. Oft sind sie kahl. Kein Plätzchen findet sich für ein Gärtlein oder gar eine Wohnstätte. Wo nach Stunden am Wasser ein sanfter schmaler Gürtel etwas Humus trägt, hat sich flink ein Dörfchen angesiedelt. Aber nur wenig Volk wohnt hier. Für ein paar Menschen ist Möglichkeit geschaffen, sich ein Verdienstlein zu zimmern. Für großen Verkehr ist kein Bedürfnis vorhanden. Seit wenig Jahren verbindet eine vorbildliche und unter mächtigen Schwierigkeiten und Kosten erstellte Straße beide Ufer. Wo früher die Schiffe einzige den Verkehr vermittelten, eilen heute die großen und kleinen Autos von Dorf zu Dorf. Fremde und Kaufleute, die keine Zeit zu verlieren haben, benutzen die Wagen und nur selten noch den Wasserweg, etwa, wenn es gilt, eine Querfahrt zu machen.

So ahnte ich auch gleich: es war wohl nicht leicht, einen Ort zu finden, wo es herrlich wäre zu bleiben, wo man aber auch angenehme Bewegungsfreiheit besaß, nach verschiedenen Richtungen auszufliegen. Da gab es Nester, zwischen Felsen und Wasser geklemmt. Man saß wie in einer Falle und hatte nur die eine Straße, die den See begleitete.

Nun hielt unser Auto an. Einheimische und ein paar Fremde traten herzu. Von einem Hügel grüßte eine prächtige Burg. Bis ans Wasser rückten die Felsen heran. Malcesine! Der Hauptakzent auf dem e der zweiten Silbe, das i kurz gesprochen. Der Name klingt vertraut, und ich entfinne mich gleich: hier hatte ja Goethe sein Abenteuer gehabt, als er sich zu zeichen anschickte.

Da rollten wir schon wieder davon. Die Ufer näherten sich immer mehr. Drüber ragte ein Zug felsiger Berge auf. Eine bewegte, grüne Terrasse dehnte sich drei- bis vierhundert Meter über dem See hin. Dörflein hatten sich dort oben angesiedelt, ein Kirchlein grüßte hernieder, und ich dachte gleich: Wanderziele, die so recht ein Gottesgeschenk werden können an einem blauen Tage. Nun hatte ich das Nordende des Sees erreicht, Torbole. Auch die Sarca-Brücke hatte ich hinter mir. Es galt, noch die Spitze eines kühnen Felsriegels zu umfahren, den Monte Brione, und Riva war erreicht. Ich freute mich. Die Erschütterungen waren auf die Dauer recht unbehaglich geworden. Etwas abgespannt und wie gerädert bezog ich mein Hotel.

Riva hat sich zu einer stattlichen Ortschaft von über 8000 Einwohnern entwickelt. Nicht etwa, daß es erst von den Fremden entdeckt worden

wäre. Schon die Römer haben es gekannt und geschäzt. Eine Zeitlang gehörte es zum Bistum Trient. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts regierten hier die Scaliger. Ihre Wasserburg, die Rocca, unmittelbar am See, erinnert noch heute an das ruhmreiche Geschlecht. Die Visconti lösten sie ab und anno 1440 die Venezianer. Durch Kaiser Maximilian I. fiel Riva wieder an den Fürstbischof von Trient zurück. Beim Alusbruch des Weltkrieges gehörte es zu Österreich. Die Nachbarschaft Italiens wurde ihm gefährlich. Vom Monte Baldo hernieder donnerten die feindlichen Geschüze. Häuser wurden getroffen, Mauern zertrümmert. Die Bevölkerung mußte sich ins Innere des Landes in Sicherheit begeben. Jahrelang standen die Wohnungen leer. Die Spuren der Verheerung sind noch nicht alle ausgewischt.

Die Lage des Fleckens ist einzigartig. Das himmelanstrebende Felsmassiv der Rocchetta, das romantische Panorama dem Hinterland, Arcu, zu, wie die steilen Ufer zu beiden Seiten des herrlich blauen und reinen Sees, dazu die hohen Palmen und Olivenbäume in den Gärten, die Magnolien, die verschwenderisch südliche Üppigkeit im Gebiet der rauschenden Sarca, die Reben am Monte Brione und die schmucken Bauerndörfer an den nördlichen Hängen, sie schaffen ein Bild von berückendem Zauber. Als dann an einem der nächsten Tage die Regenschleier zerstoben und die ganze Schönheit dieser Gegend sich im strahlenden Glanz der Sonne offenbarte, war mein Entschluß gefaßt: ich blieb in Riva! Die Wendung zum Guten geschah, als ich an einem Abend oben saß auf der Bastion, beim alten, zu einer Ruine zerfallenen Turm, den die Venezianer errichtet hatten. Unten hatte ich nach der Porta San Marco gleich den schmalen, aber gut in Ordnung gehaltenen Pfad eingeschlagen und war in manchem kurzwelligen Zickzack an Gärten und Olivenpflanzungen vorbei bequem in die Höhe gekommen. Wie von einer Kanzel blickt man ins Tal, und deutlich hebt sich der alte Flecken ab von den neuern Siedelungen, die wie ein lockerer Gürtel die engen Gassen und das malerische Gewirre der Straßen mit den jahrhundertealten Dächern umschließen. Ich horchte hinunter in diese seltsame Welt und schaute wieder hinauf, dem Himmel zu. Was entdeckte ich? Ein Fensterlein war in den grauen Wolken aufgesprungen, bald wieder eines, sie wurden größer und vereinigten sich. Mein Herz begann zu pochen; denn ich fing an zu glauben, daß die Sonne nun südliche Wärme brachte



Riva am Gardasee mit der Rocchetta.

und alle Wunder entfaltete, die der Süden hier spenden kann.

Ich hatte recht. Von nun an schaute ich Riva zumeist im Glanz der Sonne; der Frühling zog weiter hinauf in die Berge, während der Sommer sich rüstete und rings um den See seine Bissiten machte. Die Kulturen hießen ihn freudig willkommen; denn sie hatten getrunken und spürten mächtige Kraft in den Schossen, einem Herbst entgegenzugehen, der allen eine gute Ernte versprach.

Hier oben wurde ich unternehmungslustig. Ich schmiedete kostliche Wanderpläne. Von hier aus überschaute ich Anfang und Ziel verlockender Spaziergänge und stieg, von seliger Erwartung beschwingt, zu Tal, um möglichst bald in die Tat umzuzetzen, was ich mir alles vorgenommen hatte.

Rivas Wanderjuwel ist die Ponalestraße. Ich kann mich keiner führneren und an Schönheit und Monumentalität verschwenderischeren Gebirgsroute erinnern. Die Österreicher haben sie schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts gebaut. Mit sanftem Anstieg zieht sie der himmelhohen Felswand der Rocchetta entlang, beisst sich in sie hinein, macht alle Vorsprünge und Einbuchtun-

gen des Berges mit, zieht sich in wilde Schluchten zurück und drängt in eleganten Windungen wieder hervor an Aussichtspunkte, wo man verweilen muß. Unmerklich hat man schon eine Höhe gewonnen, die einen Überblick gewährt über das schöne Nordende des Sees. Das Auge schweift den Hotels mit ihren grünen Gärten unmittelbar am Wasser entlang, es haftet am alten Turme, der einst aus der Stadtmauer emporwuchs, an den freundlichen Anlagen des neu errichteten Badetablissements. Weiter fliegt es hinauf den grünen Hang des Monte Brione. Wie ein gewaltiges Naturtheater hat er sich in die Ebene der Sarcamündung gelegt und wendet seine breiteste Flanke mit ausgedehnten Rebgeländen der Sonne zu. Dann ist man gleich drüber in Torbole, und wieder gilt es, emporzuschauen, höher und höher und immer südlicher, bis die Blicke den Monte Baldo erreicht haben, den höchsten Punkt des langgezogenen Bergrückens, der das Ostufer des Gardasees vom Tal der Etsch trennt. Heimatisch mutet es an, zuoberst noch Schnee zu finden, eine gemütliche Kappe, die der Winter vergessen hat, als er dem nahenden Frühling den Platz räumte. Das leuchtende Blau des Himmels jubiliert noch

einmal so laut, denn keine freundlichere Berührung könnte es haben als mit dem blendenden Weiß, das wie silbernes Krongschmeide den Scheitel des Berges bedeckt.

So kommt man auf der Ponalestraße nicht fort. Immer neue Ausblicke werden frei. Durch grüne Vordergründe hindurch, über schwindelnde Abstürze hinunter auf die ebenso kurzweilige, neue Uferstraße und auf den See verliert sich das Auge. Ein Schiff kommt von Limone her, das erste Schiff, das ich die Fluten befahren sehe. Es zieht seine Spur und eine lange, perlende Schlepppe hinter sich. Es belebt den See, der so gerne zu träumen scheint und nur selten aus seiner Ruhe aufgescheucht wird. Am ehesten noch durch ein Auto, das mit lauten Signalen sich freie Bahn schafft durch die ewig sich wiederholenden Windungen und Tunnels, die in den Berg getrieben sind.

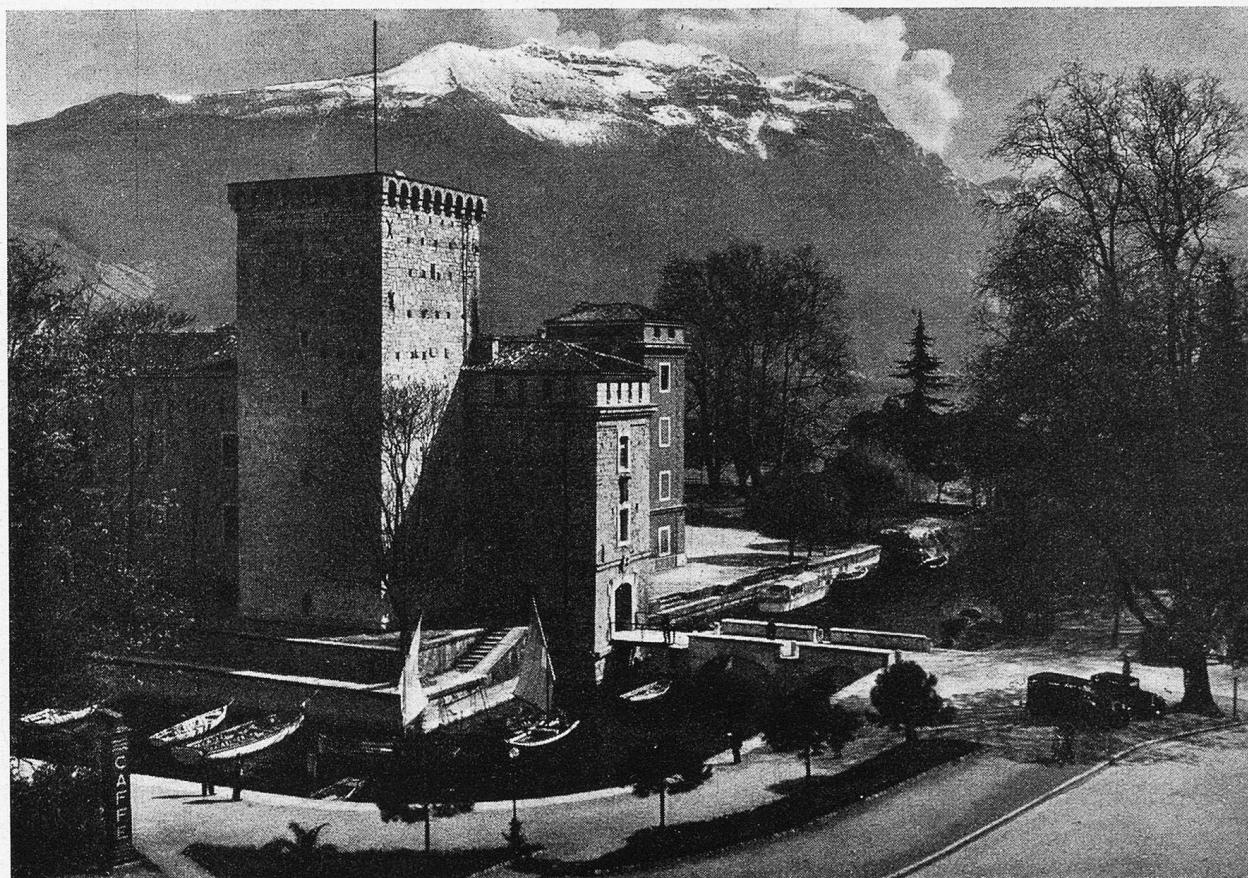
Während man so gemächlich und gemütlich an Höhe gewinnt, muß man sich immer wieder sagen, daß jeder Fußbreit mit Hämmern, Bohrern und Sprengstoffen der harten Rocchetta abgetroht werden mußte. Es wird hier eine unruhige Zeit gegeben haben, da es knallte und donnerte tagein und -aus und widerhallte bis tief in die Täler hinein. Es splitterte und polterte, es knarrte von Rädern und gellte von Rufen, wohl auch von Hilferufen. Es ist nicht anders möglich, als daß diese gewaltsame Überwindung dieses Felsberges mit Gefahren verbunden war. Alles ist aus dem Wege geräumt, was solchen Gedanken rufen könnte. Dafür wird man nur zu oft auf andere Spuren gewiesen. Der große Krieg ist auch über die Ponalestraße gegangen. Löcher und Unterstände, Schießscharten und Verbauungen aller Art erzählen, daß der Tod hier gesauert und niemand verschont hat. In Höhlen hat er sich versteckt, hinter trügerischen Wänden hat er seine Geschüze aufgestellt, sich vor Angriffen geschützt und selber Attacken vorbereitet. Mit dem Frieden und der Schönheit Rivas war es vorbei. Berg und See und üppiges Gelände, Olivenhaine und Palmengärten, Haus und Heim waren Kampfzone geworden. Du arge, du grausame, du furchtbare, du unbegreifliche Welt!

So stellten sich frohe und niederdrückende Gedanken ein. Auch ohne Begleiter war man gut unterhalten. An Abwechslung fehlte es nicht. Vom Hellen schritt man ins Dunkle, und Strecken kamen, da man länger im Tunnel ging als im Licht des Tages. Von Zeit zu Zeit schufen Ausbuchtungen den Wagen Gelegenheit, einander

auszuweichen. Wenn es aber unglücklicherweise geschah, daß man an einer Schmalstelle einem donnernden Lastwagen mit Anhänger begegnete, hieß es, sich an die Wand zu pressen, als wollte man in sie hineinwachsen. So hatte ich einmal Mühe vorbeizukommen, ohne Schaden zu nehmen. Sachte und mit jedem Zentimeter rechnend, jede rettende Möglichkeit ausnützend, schob sich der Führer an mir vorbei und prüfte von seinem Sitz aus die bedenkliche Lage. Aber meine Zehen brachte ich nicht weiter zurück. Das Seitenbrett der Wagenbrücke scheuerte meine etwas vorwitzige Weste. Ich zog den Atem ein und getraute mir ein kritisches Weilchen lang nicht einen Schnauf zu tun. Dann war das Abenteuer überstanden, und leichteren Herzens zog ich von dannen. Noch lange hatte ich das Dröhnen des Wagens im Ohr, wenn er in eine Kurve einbog oder mit lautem Horn seine Warnungen erschallen ließ.

Nach einer guten halben Stunde hatte ich die Ponaleschlucht erreicht. Der Fluß, der aus dem Ledrotale kommt, schlägt hier zwei malerisch lustige Purzelbäume. Es verloht sich, diese Wasserfälle zu besuchen. Man hat es aber auch verdient, hier auf der weitausschauenden Zinne der Schenke ein Schöpplein zu trinken. Die Wirtin empfahl mir ein Fläschchen Vino santo aus Orio. In dem kleinen Nest hinter Arco wachsen erlesene Trauben. Die Bauern lassen ihnen die sorgsamste Pflege angedeihen und kultivieren einen Wein von edelstem Gehalt. Vino santo nennen sie ihn, heiligen Wein. Diese Bezeichnung hat ihre besondere Bedeutung. Die Trauben werden vom Herbst, da sie geerntet werden, über den Winter bis ins Frühjahr aufbewahrt und erst in der Karwoche gepresst, in der heiligen Zeit. Und noch einmal wird dem Saft gute Frist gegeben, sich auszubauen. Die Flaschen bleiben ein paar Jahre liegen. Dann mögen die delikaten Jungen ihre Freude an diesem seltenen Tropfen haben! Wie flüssiges Gold fließt er ins Glas, und ein Duft entsteigt ihm, der Köstliches verspricht. So ein Wein muß gekostet, nicht von einer durstigen Kehle getrunken werden. Als Dessert beschließt er ein feines Mahl oder passt in eine gemütliche Plauderstunde während des Tages. Wenn die Umgebung dann noch so bunte Bilder entfaltet, wie ich sie am Ponale genoß, stellt sich auch die festliche Stimmung ein, die zum Vino santo gehört.

Ich habe diese Straße oft besucht. Ich hätte sie jeden Tag gehen können. Wollte man schweize-



Riva am Gardasee. „La Rocca“.

rische Vergleiche heranziehen, fällt einem die Axenstraße ein. Nur ist hier alles ins Größere, ins Gigantische getrieben. Da man emporsteigt und mitten am Felshang von Vorsprung zu Vorsprung mehr ergriffen wird vom Blauen des Himmels wie des Sees, von den ungeheuerlichen Wänden und dem sich immer weiter öffnenden Blick, freut man sich jeden Schrittes und hemmt von selber den Fuß, daß er nicht ins Hasten kommt.

Einmal freilich hatte ich von Anfang an das Ziel höher gesteckt. Ich hatte, als ich eines Tages erst spät auf einem Schiff nach Riva zurückkehrte, hoch in den Bergen ein einsames Lichtlein entdeckt. Ich erkundigte mich bei einem Matrosen, was das wohl sein könnte.

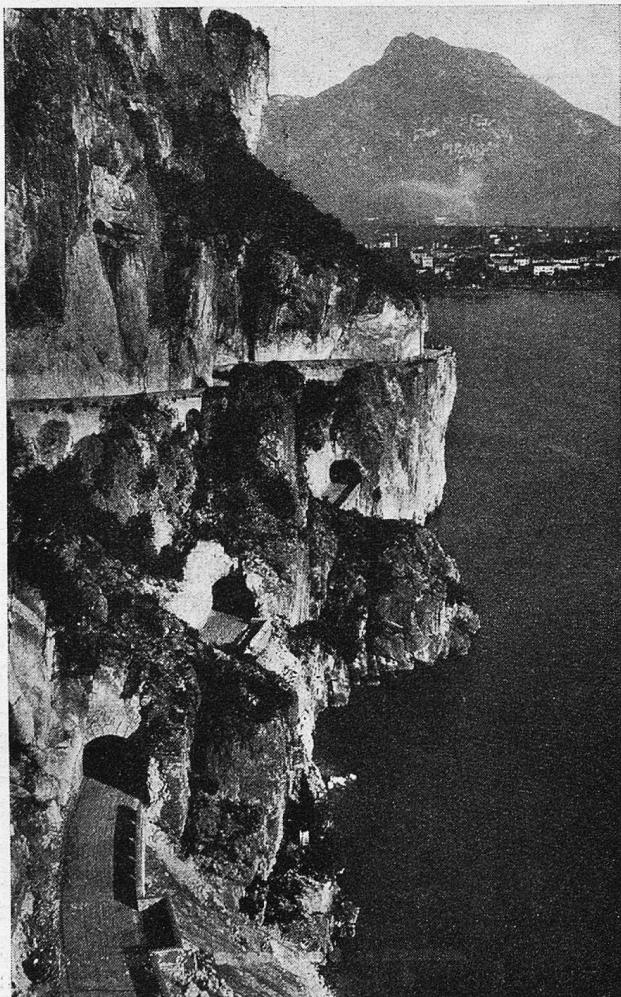
„E Pregásina, un piccolo villaggio,“ erklärte er mir, und ich dachte mir gleich: dort oben muß es wohl herrlich sein. Am andern Morgen gewahrte ich die wenigen Häuser und beschloß, sie aufzusuchen. Man wußte im Tal nicht viel von diesem Dörfchen. Der große Zug der Fremden ließ es liegen. Um so mehr lockte es mich, den Aufstieg zu wagen. Gleich nach dem Mittag nahm

ich den Weg unter die Füße. Eine gute halbe Stunde benutzte ich die mir vertraute Ponalestraße. Dann aber verließ ich sie und schlug einen schmäleren Weg ein. „Nach Pregásina?“ fragte mich eine Frau. „Sie wollen nach Pregásina hinauf?“, und sie musterte mich ungläubig von oben bis unten. Dann fügte sie eine Warnung bei: der Pfad ist steil und molto brutto e pietroso! Nun, ein Schweizer läßt sich nicht abschrecken durch einen rauhen und steinigen Weg.

So zog ich weiter, und eine unbändige Wanderlust trieb mich bergan. Bald aber zeigte sich, daß das gangbare Fahrsträßchen sein Ende nahm und meine wohlmeinende Warnerin recht behielt. Der Kurs führte immer steiler empor. Kleinere und größere Blöcke lagen im Weg, die nach wohlgenagelten Marschschuhen riefen. Aber nun galt es, ohne Bergausrüstung das Ziel zu gewinnen, auch ohne einen festen Stock, der mir guten Halt gegeben hätte. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Aber ihre Wärme erfüllte doch Berg und Tal. Eine gewittrige Schwüle setzte allen Gliedern zu. Bächlein rannen von der Stirne, ganze Bäche, und begehrlich schaute ich nach den

Höhen von Pregásina. Aber das Dorf wollte nicht zum Vorschein kommen. Ich hielt inne und beschauten die veränderte Welt. Die Felsen hatte ich überwunden. Jetzt öffnete sich ein Tälchen. Wiesen grünten, und fruchtbare Äcker dehnten sich einer farbigen Terrasse zu. Ein Hund bellte. Bauern arbeiteten auf den Feldern. Höchstlich war es, so schönes Leben zu entdecken über einer Region von Felsen, die kein Gediehen edlen Grunes zuließen. Kein Haus war noch zu entdecken, keine Hütte. Doch hier! Ein Unterstand! Krieg! Wieder war ich an den Krieg erinnert, und später ließ ich mir erzählen, daß nicht weit von hier das alte Österreich den italienischen Boden berührte. Feierliche Stille herrschte ringsum. Kein Laut drang zu mir, und lange begegnete ich keinem Menschen. Frieden herrschte, wo einst die Kanonen gedonnert. Auch über diese abseitigen Erdenwinkel war ein Schicksal gegangen. Ich vernahm noch manches davon in Pregásina.

War das eine Freude, als ich das Dörfchen



Felsenstraße am Gardasee.

endlich erreicht hatte! Es bot eine herrliche Fernsicht und erquickte mich mit einem perlenden Quellwasser, das alle Strapazen vergessen ließ. Auf einer bescheidenen Terrasse saß ich und lauschte den Berichten eines Alten. Auch er hatte noch am Kriege teilgenommen. Es lebte außer der jüngsten Generation niemand hier oben, der nicht um seinen Boden wie um sein Leben gezittert hatte. Die Häuser hatten mächtig Schaden gelitten. Fast alle sind neu errichtet worden, und höher den Bergen zu hatten die Soldaten ihre Hütten gebaut. Vom Monte Baldo herüber schossen die Italiener, und am Abend war niemand sicher, ob er sich des morgigen Tages noch erfreute. Hier bei guter Unterhaltung hatte ich mich neu gestärkt, und besser ausgerüstet konnte ich dem Abstieg entgegensehen. Denn mein liebenswürdiger Gesellschafter hatte mir inzwischen einen hohen, soliden Hirtenstock gehauen und geschnitzt.

Pregásina! Dem Dörfchen bewahre ich ein schönes Andenken, weil ich mit den Einheimischen Fühlung gefunden habe. Ich spürte es gleich; ich hatte es mit schlanken, treuherzigen Leuten zu tun. Diesen wiederum schien ein Gruß aus der weiten Welt auch Freude zu bereiten, und als ich gar herausrückte, ich komme aus der Schweiz, hatte ich gewonnenes Spiel. Ja, ja, die Schweiz hat es gut! beneideten sie mich. Wir werden wohl nie dahin kommen, wenn wir sie auch längst gerne kennen gelernt hätten!

Solche kleinen Reiseintermezzí erquicken. Man wächst gleichsam mit dem Boden zusammen. Ein Glück, daß es noch manches Plätzchen gibt, auf denen ein Strahl der guten alten Zeiten ruht. Es ist auch gut, daß noch immer sich solche finden, die diesen stillen Flecken die Treue bewahren.

Und noch einmal bereitete mir die Ponalestraße eine große Überraschung. Ich fuhr hinauf und hinein ins Ledrotal, an den Lago di Ledro. Hinter den Steilwänden der Rocchetta hat er sich verborgen. 600 Meter über dem Spiegel des Gardasees liegt er, eingezwängt zwischen steile Hänge. Wenig Raum läßt er frei für nutzbares Land und ein paar kleine Dörfer, die einer bescheidenen Industrie Eingang gewährt haben. Es ist Sonntag. Das Volk entströmt der Kirche. Die Männer umstellen grüppchenweise einen Bocciaplatz und nehmen mit Eifer am Spiele teil. Man sieht es ihnen an: das Leben hat sie anspruchslos gemacht hier oben. Nicht lange ist's her, da herrschte ein regeres Treiben in dieser Einsamkeit. Hütten waren errichtet, und Erdarbeiter bauten einen Stollen. Sie durchbohrten



Riva am Gardasee. Restaurant Cascata Ponale.

das mächtige Massiv der Roccheta und leiteten einen Teil des Ledrosees einem Werke zu, das unten in Riva die gewaltigen Energien des zu Tale brausenden Wassers in elektrische Kraft verwandelt. Im Sommer kommen Leute hier herauf, um der Hitze des Tales zu entfliehen. Doch heute bin ich der einzige Fremde. Es ist noch zu früh.

Ob es Krieg gebe? Die Frage des Wirtes erschreckt mich. Der Radio habe gefährliche Dinge verkündet. Es brodelt in der Tschecho-Slowakei.

Soll die Welt in neue Händel gerissen werden?

Dann wehe, Europa, was aus dir wird!

Ich hatte nicht Gelegenheit, mit dem Wirt, der mir ein gutes Mahl aufstellte, mich in weitere Erörterungen einzulassen. Schon war es Zeit, wieder einzusteigen.

In unzähligen Rehren schlängelte sich die Straße talwärts. Der Führer am Steuer hatte Arbeit, sein Rad zu drehen, linkshin und rechts hin auszuholen. So schraubten wir uns heraus aus dem Tale, und alsgleich grüßte auch wieder der Gardasee herauf, frisch und fröhlich, als wollte er sagen: ein neuer Krieg? Ich mache nicht mit!

Blumen nach einem Unwetter.

Geschwisterlich, und alle gleichgerichtet
Stehn die gebückten, tropfenden im Wind,
Bang und verschüchtert noch und regenblind,
Und manche schwache brach und liegt vernichtet.

Mich mahnt der Anblick an so viele Stunden,
Da ich betäubt, in dunklem Lebenstrieb,
Aus Nacht und Elend mich zurückgefunden
Zum holden Lichte, das ich dankbar liebe.

Sie heben langsam, noch betäubt und zagend
Die Köpfe wieder ins geliebte Licht,
Geschwisterlich, ein erstes Lächeln wagend:
Wir sind noch da, der Feind verschlang uns nicht.

H. Hesse.